

# Helfen und Soziale Arbeit im Spannungsfeld zwischen Humanität und Markt

(Amthof Feldkirchen/Kärnten)

Humanität ist kein fixierbarer und für immer unverlierbarer Zustand; sie findet vielmehr viele Ausdrucksformen und ist immer neu unterwegs und auf der Suche nach ihrer Verwirklichung. Sie ist auch nicht immer einfach machbar: sie stellt sich gelegentlich auch ohne Programme ein, umgekehrt mündeten viele humane Resolutionen und Revolutionen in zutiefst unmenschliche Exzesse ein. Fast alles Böse in der Sozialgeschichte, so meint der Sozialhistoriker Wolf Wolfensberger (1980), fing human an, war gut gemeint. Welche Vorstellungen von Menschenangemessenheit und Menschenfreundlichkeit sich in bestimmten Hilfemustern niederschlugen und noch niederschlagen, davon soll im folgenden die Rede sein.

## 1. Soziale Krisendramaturgie und Hilfe-Rituale

*Erste Feststellung: Jede Gesellschaft hat ihre soziale Krisendramaturgie und Hilfe-Rituale –und mancher Mythos darin ist in gewisser Weise zeitlos.*

Seit einiger Zeit interessieren sich nicht nur die esoterisch Angehauchten für das Heilen der Schamanen, das einer uralten Liturgie folgt. Diese wendet sich einzelnen und Gruppen und dem ganzen Stamm zu, versöhnt einzelne und Gruppen oder erklärt die Unversöhnlichkeit, ist soziale Klärung, ist auch Gruppen- und Stammestherapie. Dem nachdenkend fällt auf, dass die moderne Sozialarbeit mit ihren Grundformen – Einzelfallhilfe, Soziale Gruppenarbeit und Soziale Gemeinwesenarbeit – einem sehr alten Muster folgt, sehr alter sozialer Magie.

In den alten Welten war Helfen Göttersache. Jagdgötter und -göttinnen halfen bei der Jagd, Fruchtbarkeits- und Vegetationsgottheiten bei der Fortpflanzung, bei der Ernte, Kriegsgötter und -göttinnen in den endlosen Kämpfen der Menschheit. Die alte Götterwelt war unter dem Aspekt des Helfens hochprofessionalisiert und -spezialisiert. In religionswissenschaftlicher Sicht sind göttliche Helferinnen und Helfer seit Jahrtausenden das Gegenüber menschlicher Ängste und Hoffnungen. Die helfenden Götter haben ihre Agenten, und es gibt Stellvertretung. Die Priester verwalten die Dankbarkeit, ritualisieren die Dankopfer und bewirken Hilfe durch Opfer. Opferrituale sind Mittel zur Hilfe und Reaktion auf Hilfe. Priesterliche Funktion ist schon früh Teil der Hilfesysteme. – Es berührt eigenartig, zu sehen, wie sehr die therapeutischen Randszenen der Gegenwart religiös aufgeheizt sind – wie vor sehr langer Zeit. Und viele der modernen Helfer und Heiler haben nicht so sehr Klienten und Patienten als vielmehr Verehrer und Gläubige um sich geschart, sammeln Jüngerinnen und Jünger. Aber auch in seriösen Heilgefilden finden sich mythische Reste: in der Klinik etwa die Visite des Chefarztes, ein therapeutisches Prozessionsritual mit Assistenzärzten und Pflegepersonal, mit durchaus abgestuften Jüngerschaften.

Auch der biblische Gott ist ein Helfer-Gott, hilft gegen Feinde, gegen Niedergeschlagenheit, gegen körperliche Beschwerden, Unfruchtbarkeit, Missernte, Verarmung. Gott rettet, richtet auf, tröstet, hilft, heilt, verbindet, überwindet, macht frei. „Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und

Erde gemacht hat“ heißt es im 121. Psalm. Der Himmel und Erde gemacht hat – es ist ein machtvoller Gott, der hilft. Die alten Sinn-Bilder vom Helfen sind immer auch Bilder von der Herrschaft. Im Grunde erfahre ich Hilfe im kosmischen Zusammenhang, von einer kosmischen Urmacht.

Carl Rogers, einer der Väter der modernen Beratungsarbeit und daher für die moderne soziale Arbeit ein überaus wichtiger Autor, schreibt im Vorwort seines Buches *Client Centered Therapy*: „Es [= das Buch] handelt ... von dem Klienten und mir, wie wir mit Verwunderung die starken ordnenden Kräfte erleben, die in diesem ganzen Vorgang sichtbar sind, Kräfte, die tief zu wurzeln scheinen im Universum... Es handelt...vom Leben, wie es sich im therapeutischen Prozess offenbart mit seiner blinden Gewalt und seiner furchtbaren Zerstörungskraft, die doch mehr als aufgewogen wird durch seine strukturierende Kraft, wo immer ihm Gelegenheit zur Entwicklung gegeben ist.“ (dt. 1973) Das klingt ganz anders, als sich viele wissenschaftlich gestützte Beratungsarbeit vorstellen. Und religionsanaloge Sinnbilder gibt es zuhauf in diesem zeitgenössischen Buch, das einen „neuen“ Hilfeansatz in der sozialen Arbeit begründete. Auch und gerade im wissenschaftlich geübten und kontrollierten Beratungsprozess geschieht offenbar etwas Unverfügbares.

Dass es im Helfen um Macht und um Machtfragen geht, das demonstriert besonders anschaulich die Jahrtausende alte Hilfeform des Exorzismus. Er ist ein Macht-Kampf, er entspricht der Logik der homöopathischen Magie: Gleiches mit grundsätzlich Gleichem bekämpfen. Macht um Gegenmacht! Der Kranke, der Hilfebedürftige, ist – „nur“ – ein Kampfplatz. Die Auseinandersetzung geht über den Kranken hinaus, ist „grundsätzlicher“. Der Exorzist hat von Zeit zu Zeit die besseren Machtworte und vertreibt die Mächte, die Herrschaft über einen Menschen gewonnen hatten, von denen dieser in Besitz genommen war, „besessen“ war. Das klärt dann auch in der Öffentlichkeit die Machtverhältnisse. Das alte Heilen hat etwas Demonstratives. Es „wirbt“ für eine Macht und ihre Repräsentanten.

William Duncan Silkworth, einer der Theorie-Väter der Anonymen Alkoholiker, hatte eine Besessenheitstheorie des Alkoholismus, und das Zwölf-Schritte-Programm der Anonymen Alkoholiker ist die nur leicht abgewandelte Fassung eines pietistischen Beicht- und Bußsystems (vgl. dazu Seibert 1986).

Unbestreitbar, dass die Machtfrage auch heute zum Sinnbild des Helfens gehört. Die Versuchung zur Macht ist eine Gefährdung für Helfer und Hilfebedürftige. Daher lernen angehende Sozialberufler Methoden der Selbstüberprüfung. Unter dem Deckmantel von Liebe und Fürsorge schleicht sich Herrschaft nämlich nicht gerade selten ein. Das alte Modell der heilenden Kraftübertragung hat aber auch unbestreitbar positive Aspekte. Dietrich von Oppen schrieb einmal, die Sozialarbeit müsse sich bewusst sein, dass in ihrem Vollzug „auch Macht ausgeübt (wird). Aber jetzt ist es Macht, die beim Gegenüber Macht weckt und bildet: Macht zur Bewältigung des eigenen Lebens überhaupt und jetzt und hier zur Bewältigung der anstehenden Krise... Man kann das neue soziale Handeln gerade als Macht weckendes Handeln bezeichnen“ (1979, 69). Soziale Arbeit kann als eine zeitgemäße Form der Machtteilung angesehen werden, der Ermächtigung von Menschen, die sich selber nicht mehr helfen konnten! Sicher nicht zufällig heißt einer der modernsten Ansätze der Sozialarbeit „Empowerment“, Ermächtigung, „Bevollmächtigung“ (z.B. bei Herriger 1997). Soziale Arbeit: das ist ein großer, alter und jetzt immer breiter werdender Traditionsstrom, der ständig neue Seitenarme bildet, der aber noch vieles mittransportiert – sichtbar und unter der Oberfläche – aus den weit entfernten Quellgebieten.

## 2. Das Problem des Helfens in der Gesellschaft

Zweite Feststellung: *Jede Gesellschaft muß das Problem des Helfens verlässlich lösen, sonst würde sie erheblich destabilisiert.*

Das ist eine These des Soziologen Niklas Luhmann (1973). Er hat sie an drei Gesellschaftsformationen überprüft: an archaischen, hochkultivierten und modernen Gesellschaften. Wenn eine Lebensform, eine Vergemeinschaftungsweise, insgesamt krisenhaft wurde und sich grundlegend veränderte, veränderten sich die Grundmuster des Helfens.

In archaischen Gesellschaften, urtümlichen Verwandtschaftsgesellschaften mit einfacher Arbeitsteiligkeit, ist Helfen demnach eine Sache auf Gegenseitigkeit, folgt reziproker Logik. Wenn ein Stamm oder ein einzelner helfen *kann, muss* er helfen, kann dann aber auch vom Unterstützten *Gegenleistungen* erwarten: wirtschaftliche Gegenleistungen, Arbeitskraft, Hilfe bei Fehden. Zum Helfen gehört die Erwartung von Dankbarkeit. Wenn einer nicht helfen kann, wird auch nicht erwartet, dass er's tut. Wenn er aber helfen könnte und tut es nicht, fällt er aus der Sozialordnung heraus, aus dem Lebenszusammenhang, wird zum Sünder des Systems.

Das wäre die Struktur der ursprünglichen Solidarethik. Wenn einer aus der grundsätzlichen Gleichheit dieser wenig differenzierten Lebensform geraten ist –etwa durch Jagdpech, Ernteausfälle oder kriegerische Überfälle –, dann müssen die anderen ihn möglichst bald wieder gleichmachen. Das ist der eigentliche *Sinn des Helfens*. Dieser Sinn findet sich z.B. noch in der alten israelitischen Sozialgesetzgebung: wenn einer aus der Gleichheit herausfällt, etwa in Schuldklaverei gerät, soll er nach geraumer Zeit wieder herauskommen können, ausgelöst werden, den anderen wieder gleich werden.

Vielleicht lässt sich überhaupt am Beispiel des Alten Testaments ganz gut zeigen, was aus dieser Hilfelogik wird, als aus einer Stämme-gesellschaft eine Hochkultur wird mit Staatenbildung, Königtum, zentraler Verwaltung mit beamtenähnlichen Vasallen, zentralem Heer, zentralem Kult, Einführung der Geldwirtschaft und des Steuerwesens, um das Ganze zu finanzieren. Das neue Abgabensystem schafft auch soziale Differenzierung, Ungleichheit. Viele verarmen, überschulden sich, und keiner macht sie mehr den andern gleich. Andere werden auf Kosten anderer reich. Die Propheten Amos, Jesaja oder Micha beklagen den Zerfall der alten Solidarethik, sie kritisieren, dass Menschen ohne Landbesitz, Asyl suchende Fremdlinge, Witwen und Waisen umfassend benachteiligt werden. Mit der Gleichheit verkam das Recht. Und damit werde, so die zornigen Gottesmänner, die gerechte göttliche Weltordnung diskreditiert.

Die grundsätzliche Gleichheit aller Menschen vor Gott zog nun keinen Sozialausgleich mehr nach sich. Was die Appelle an die Reichen erreichen konnten, war, dass sie freiwillig etwas für die Armen abgeben. Die Almosenpraxis war die kleinere religiöse Lösung des Armutsproblems angesichts völlig veränderter Lebensbedingungen. In dieser Logik wird Armenhilfe zur „guten Tat“, Helfen wird zur anerkannten Tugend. Und die Religion konnte durchaus einen gewissen Druck auf die Reichen ausüben. Bis an den Rand der Neuzeit waren Predigten oder Katechesen über Mt 25 diesbezüglich recht leistungsfähig: den Armen zu helfen, hilft einem im Gericht. Dein Schicksal, du Reicher, hängt *nolens volens* doch mit dem der Armen zusammen. Das System war aus heutiger Sicht sicher nicht sozial optimal, aber es hielt wenigstens an, über Zusammenhänge nachzudenken. Und solange Menschen religiös fundiert waren, war es ein starkes Argument, dass mein Heil in Zeit und Ewigkeit von den Armen abhängt.

In dieser Armenhilfelogik *muss* ich nicht mehr helfen – wie in den archaischen Gesellschaften –, aber ich *soll* helfen. Wer die Hilfe verweigerte, obwohl er hätte helfen können, wurde nicht mehr ausgestoßen, aber sehr wohl ethisch und religiös verpönt. Es war nurmehr ein moralischer Druck da. Er war über viele Jahrhunderte recht und schlecht wirksam, brachte z.T. Großes zustande und war oft hilflos, etwa angesichts mittelalterlicher Pauperismuswellen. Die soziale Egalität, die Gleichheit, stellte solches Helfen nicht mehr her.

Charakteristisch für die Hochkulturen ist übrigens noch, dass in ihnen die ersten *Hilfeprofessionen* entstehen, z.B. die Heiler, Pfleger, Ärzte, oder im christlichen Sozialzusammenhang spezialisierte gemeindliche Dienste, Diakone, Menschen, die planvolle Hilfeprozesse im Gemeinwesen zu organisieren hatten. Die antiken Ärzte z.B. halfen ohne familiäres Interesse am Hilfebedürftigen. Sie erwarteten auch nicht Dankbarkeit und die Bereitschaft zu einer sozialen Gegenleistung bei eigener Hilfebedürftigkeit. Das soziale Handeln beruhte nicht mehr, wie in den archaischen Gesellschaften, auf Dankbarkeit und enger sozialer Beziehung. Die *Hilfeprofessionen* lassen sich bezahlen. Geld wird auch zum Dankbarkeitsäquivalent. Hilfe wird privatisiert, spezialisiert, professionalisiert und honoriert. Jede Gesellschaft entfaltet mit einem Bild des Hilfebedürftigen auch ein Bild vom Helfer.

Helfen wird mit der Entstehung der alten Hochkulturen und bis ins 18./19. Jh. hin Folge einer sozialen Differenz und wird regelrecht Ausdruck eines sozialen Gefälles. Hilfe muss man sich leisten können. Adlige geben einen Teil ihres Vermögens, manchmal sogar ihr ganzes Vermögen, in eine wohltätige Stiftung. Menschen, die es sich leisten können, tun sich zusammen, um Menschen zu helfen, die sich nicht helfen können. Das ist die Logik noch der ersten bürgerlichen Hilfe- und Rettungsvereine, die im letzten Jahrhundert vor allem aus religiösem Engagement entstehen. Armut ist noch kein Thema des Staates, sondern Anliegen engagierter Bürger.

Im modernen Sozialstaat, wie er in Deutschland mit der kaiserlichen Sozialgesetzgebung begann, sollte der Arme kein Almosen empfangender Untertan mehr sein, sondern ein Bürger in Not, der – und das war das eigentlich Neue – nicht mehr auf Freiwilligkeit und Beliebigkeit der Helfer oder helfender Gruppen und deren soziale Motivation angewiesen sein sollte, sondern der nun einen Rechtsanspruch auf Hilfe hatte. In der Logik des modernen Sozialstaats sollte keiner mehr Bittsteller sein; umgekehrt war man als Nicht-Armer entlastet: ich muss fortan nicht mehr meines Bruders Hüter sein, denn ich bezahle ja meine Steuern und Abgaben, mit denen der Sozialstaat zu helfen hat. Er tat dies fortan durch „organisierte Sozialsysteme“, die Hilfe als erwartbare und abrufbare Leistung vorzuhalten haben. Jeder Notlage entspricht eine organisierte Hilfestruktur. Für verschiedene Problemgruppen gibt es verschiedene Spezialisten und Programme. Organisierte Hilfe wird erheblich effektiver, aber z.T. auch neutralisiert, relativ unabhängiger von Motivationen. Wer in einem helfenden Beruf einen Arbeitsvertrag hat, hat zu helfen, ob ihm danach zumute ist oder nicht. Luhmann schreibt über die Problematik modernen Helfens: „Die Vermutung besteht, dass jedem Hilfsproblem eine zuständige Stelle entspricht, und dass jemand Hilfe eigentlich nur noch braucht, um diese Stelle zu finden. Nächstenliebe nimmt dann die Form einer Verweisung an.“ (aaO 32)

In großen Linien scheint sich die These zu bestätigen: jede profilierte Gesellschaftsformation schafft sich eine eigene, zu ihr passende Hilfelogik; aber die vorausgehenden Motive verschwinden nicht ganz, sondern verwickeln sich in die neuen Intentionen.

### 3. Die ideellen Wurzeln moderner Sozialer Arbeit

Dritte Feststellung: *Die ideellen Wurzeln moderner sozialer Arbeit sind unterschiedliche christliche Traditionen, das humanistisch geprägte mittelalterliche, städtische Gemeinwesen-Lebensgefühl, der wissenschaftliche Rationalismus, vor allem in seiner Einwirkung auf die Medizin, und freiheitlich-demokratische Grundwerte der französischen und amerikanischen Revolutionen.*

Das ist schon ziemlich faszinierend zu sehen: in unserer christlich-abendländischen Kultur waren auch die religiösen Hilfegründe nie ganz dieselben. Die frühesten Berichte zeigen: die ersten Christen leben diakonisch. Sie sind bekümmert über das Elend und kümmern sich. Sie sagen nicht: Keine Arbeit, kein Geld, keine Wohnung... das ist doch deren eigene Angelegenheit!, sondern: wo einer leidet, da leiden wir alle mit. Deine Beschädigung beschädigt auch mich, deine Verletzung verletzt mich mit und tut auch mir weh. Nicht zuletzt diese Lebensform macht die Ausstrahlung des frühen Christentums aus: für Arme, für Sklaven, für die rechtlosen Frauen. Diese Schwachen, sie bilden den Kern jener Gemeinden, denen dann alle Macht der Cäsaren nichts wird anhaben können. Es war keineswegs nur die Predigt, aus der die frühe Kirche erwuchs. Auch Diakonie machte Kirche, wie die frühkirchengeschichtliche Forschung zeigt (vgl. dazu Stark 1997)

Die ersten Christen hatten noch dieses ominöse „...wie dich selbst“ im Ohr. Man ist es nicht nur anderen schuldig, ihnen zu helfen: man ist es vor allem auch sich selbst schuldig – um nicht allzu weit hinter den gottgegebenen Gaben zurückzubleiben, um nicht zu sehr unter den eigenen Möglichkeiten zu bleiben, dem eigentlich Menschenmöglichen.

Und dazu dieses „Was ihr dem Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan“! Helfen ist ein Handeln wie an Christus. Aus dem Antlitz des Not leidenden Menschen sieht mich der leidende Christus an. Die Hungrigen speisen und tränken, die Nackten kleiden, die Einsamen und Gefangenen besuchen: derlei ist nicht nur menschendienlich, sondern auch Gottes-Dienst. Im Helfen geschieht selbst etwas zentral Religiöses. Von der heiligen Elisabeth von Thüringen, der frommen Hospizgründerin, ist der Satz überliefert: „Wie gut ist es für uns, dass wir unseren Herrn so baden und kleiden können!“

Überall im christlichen Abendland entstanden Hospize, christliche Häuser, in denen die kaputttesten menschlichen Ruinen mit größter Ehrerbietung empfangen wurden – so, als käme der Herr Jesus selbst zu Besuch; in denen die eiternden Wunden aufopfernd behandelt wurden, als gelte es, die Wunden, die die Welt Jesus geschlagen hatte, an den Ärmsten der Armen quasi wieder gutzumachen. Hilfe kommt in die Nähe des Sinnbildes Wiedergutmachung, Versöhnung. Das gab es mitten in Zeiten, in denen es gang und gäbe war, den geistlichen und weltlichen Herrschaften zu dienen: das Bemühen, den Schwächsten und Geringsten dienlich zu sein. Sich Stärkeren unterzuordnen, ist nichts Besonderes; sich in den Dienst von Schwächeren zu stellen, ist christlich. Die Achtung gerade auch vor dem hilfebedürftigen Menschen: sicher eine selten bedachte Wurzel unserer Sozialordnung. Wo diese Achtung verloren geht, verlieren wir uns – in einem vorkulturellen Dschungel. Der Dschungel rückt seit einigen Jahren wieder näher.

Neben das helfende Handeln wie an Christus tritt schon früh die eigentlich genau umgekehrte Vorstellung: Helfen als ein Handeln wie Christus. Dem andern zum Christus werden: eine frühkirchliche Hilfebegründung, die dann z.B. auch Luther schätzte. Der Rollentausch ist vollzogen. Wahr ist nicht nur, dass mir im Hilfe empfangenden Mitmenschen der leidende Christus begegnet, sondern dem Mitmenschen begegnet durch mich, in mir, der Christus, seine Liebe, seine Hilfe. Der andere wird mir zum Christus, ich werde dem andern zum Christus.

In säkularer Form klingt dieser Rollentausch wie bei Gottlieb Guntern, dem für die moderne Beratungsarbeit wichtig gewordenen Schweizer System- und Familientherapeuten: „Der Therapeut spiegelt sich im Gesicht des leidenden Patienten, und im Prozeß des Verstehens und Helfens ist er nicht immer fähig festzustellen, wo die Grenze zwischen Beobachtungsobjekt und Beobachter liegt, oder – anders gesagt – er ist nicht immer fähig, die strukturelle Trennwand zwischen ‚du‘ und ‚ich‘ aufrecht zu erhalten“ (1980, 33).

Die Gestaltung christlicher Liebe blieb nicht ungefährdet. Offenbar mussten die meisten der Getauften mit einigem Druck zu sozialem Verhalten gebracht werden. Augustinus sagte das so: Die Armen sind die Lastesel für eure Seelen in den Himmel. Füttere deinen Esel! Der heilige Chrysostomos sagte: Gäbe es keine Armen, dann würden viele eurer Sünden nicht erlassen; die Armen sind es, die eure Wunden heilen. Gemeint war: wenn du den Armen dienst, dienst du dir auch selbst, tust etwas für deiner Seelen Seligkeit in Zeit und Ewigkeit. Barmherzigkeit als Himmelsgeschäft, Seelenkommerz.

Luther hielt seinerzeit dagegen: Ich werde durch Gutestun nicht besser. Das ist Werkgerechtigkeit, ein untauglicher Versuch der Selbstheiligung. Umgekehrt sei es: „Wo der Glaube ist gerechtfertigt, so folget gewiss Frucht hernach.“ Ich soll nicht helfen, um vor Gott gerecht dazustehen, sondern wenn ich vor Gott gerechtfertigt bin, kann ich gar nicht anders, als Liebe zu verströmen.

Seit einigen Jahrzehnten hat die wissenschaftliche Begründung von modernem Helfen zu einer Beschäftigung mit den Hilfemotivationen geführt – und hat eine gnadenlose Entmythologisierung, Entzauberung, des Helfenwollens erbracht. Vieles erinnert an die Argumentation zur Reformationszeit. So suchen nach Horst-Eberhard Richter Menschen, die eine soziale Tätigkeit wählen, Kommunikation und eine Vervollständigung ihrer selbst (1976). Nach Wolfgang Schmidbauer (1977) ist der Helfer häufig ein „verwahrlostes, hungriges Baby hinter einer starken, prächtigen Fassade“. Viele Berufshelfer würden krank, weil sie durchs Helfen nicht bekämen, was sie eigentlich suchen – was sie sich aber nicht eingestehen können. Der Helfer will „gebraucht“ werden: eine Ersatzerfahrung für Geliebtwerden. In diesem Syndrom darf der eine dem eigenen überhöhten Ideal zufolge nicht schwach sein, muss immer nur helfen; und der andere soll nicht stärker und gesünder werden, sonst ginge die Beziehung verloren, von der sein Helfer lebt. Von daher rühre auch eine unbewusste Aggression gegen Menschen, die keine Hilfe brauchen. Der Helfer benötige demnach seinen Hilfebedürftigen im selben Maße wie der Hilfebedürftige seinen Helfer. Helfererwartungen im Schmidbauerschen Buch erinnern an das alte Kirchenväter-Versprechen: Du hast selbst etwas vom Helfen, hilfst dir auch selbst, wenn du für andere da bist.

Die mittelalterlichen Städte in der Mitte Europas knüpften in vielem an Humanismus und reformatorisches Gedankengut an, emanzipierten sich aber auch früh von reformatorischen Sozialtraditionen. Es entstand hier – erstmals in Europa – ein säkulares Gemeinwesen-Gefühl. Nach Schneidmüller (1992) galt die Fürsorge nur noch den eigenen, den städtischen Armen, die mit Ausweisen versehen wurden, die sie als lokal hilfeempfangsberechtigt kennzeichneten; das Hospital- und Armenwesen wurde strukturiert wie die anderen städtischen Einrichtungen, und man versuchte die Armen im Sinne bürgerlicher Vorstellungen zu erziehen, zu bessern, umzuformen. Helfen wurde zum In-die-Reihe-Bringen, wurde zu einer bestimmten Form der Einpassung und der auch durchaus gewaltsamen Einfügung in die allgemeine Zucht und Ordnung. Die vielen Armen und Pflegebedürftigen wurden nicht mehr als Herausforderung an unser Potenzial an Mitmenschlichkeit angesehen, sondern als Bedrohung des Gemeinwesens. Helfen und Bestrafen rückten nahe zusammen. Und noch folgenreicher: mancherorts, z.B. in England, wurde zeitweilig die Hilfebedürftigkeit beseitigt durch die Beseitigung der Hilfebedürftigen.

Es setzten damals schon vier Entwicklungen ein, die fortan neben den christlichen Vorstellungen herliefen, sie z.T. in den Hintergrund drängten oder sich mit ihnen vermischten: (1) die Kommunalisierung der Hilfe, (2) die Rationalisierung, die vieles am seitherigen Helfen als Sentimentalität abtat, (3) die Bürokratisierung, die die Hilfebedürftigen erfasste und ordnete, und (4) die Pädagogisierung des Helfens.

Es traten Programme zwischen Gefühl und Mensch, zwischen Wahrnehmung und Handeln. Von der Spannung aus diesen neuen Prinzipien und den einfachen Zuwendungsformen der Menschenliebe haben sich Hilfeklima und Helfermentalität bis heute nicht befreit. Nicht selten geschah und geschieht es seitdem, dass wir den hilfebedürftigen Menschen nach unserem Bilde, nach unserem Programm, machen. Und auch eine spürbare Spannung zwischen Behörden und Ämtern einerseits und progressiver sozialer Arbeit andererseits ist bis heute vorhanden. Nachgehende, in die Tiefe gehende soziale Arbeit stört nicht selten das Verwalten der Armut.

Neben den bisher nachgezeichneten Linien gab es noch andere, bemerkenswerte christliche Hilfemodelle, etwa das Solidarmodell in Bettelorden-Tradition: um Jesu willen dem Armen gleich werden, ein Armer werden. Franziskus: „Wir müssen den Mantel dem Armen zurückgeben, dem er gehört; denn wir haben ihn nur geliehen bekommen, bis wir einen treffen, der ärmer ist als wir.“ Ein in sich imposanter Versuch, das Gefälle zwischen Hilfebedürftigen und Helfern aufzuheben.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein waren Heilkunst und Glaube, Medizin und Christentum, noch gemeinsam gegangen. Körper, Seele und Geist sollte in einem geholfen werden. Dann kam es zu einem großen Bruch. Die Medizin schwenkte zur wissenschaftlichen Rationalität über, und die Theologie besann sich dementsprechend wieder auf ihr scheinbar Eigentliches, das Geistliche. Beide blieben fortan dem *ganzen* Menschen einiges schuldig.

Im 19. Jahrhundert schlug im protestantischen Mittel- und Nordeuropa die große Stunde der evangelischen Diakonie. Anknüpfend an urchristliche Vorbilder wurden der Diakon und vor allem die Diakonisse neu „erfunden“. Und der nahezu sensationelle Erfolg dieses Erzieherinnen- und Krankenpflegerinnen-Modells, der auch einen Neuanfang bei der Arbeit der katholischen Ordensfrauen nach sich zog, hing sicher damit zusammen: diese Diakonissen pflegten nicht nur, sondern sie beteten auch mit und für die Kranken, fungierten als Geistliche im Sinne allgemeinen Priestertums. Sie agierten genau an der Bruchstelle zwischen den helfenden Systemen. Sinn und Funktion fanden in ihrem Handeln wieder zusammen. Sie arbeiteten nicht nur wieder ganzheitlich an der körperlichen und seelischen Heilung, sondern auch an der Heilung der Zerstückelung des Helfens, an seinem Zerfallen in Zuständigkeiten. Helfende Rationalität und Spiritualität waren in ihrem Tun wieder beieinander, neu beieinander. An den Bruchstellen der Hilfesystemen wurde Diakonie neu sinnvoll und funktional. Das Zusammenbekommen von Sinn und Funktion ist bis heute ein Problem. Am stärksten sinnbedürftig sind Menschen nach wie vor, wenn sie an den Apparaten hängen. Hier ist noch immer viel zu heilen.

Auch moderne Sozialarbeit ist nicht wertfrei und nicht absichtslos. Die meisten ihrer Arbeitsprinzipien beruhen auf einer Mischung aus christlicher Tradition und freiheitlich-demokratischen Grundwerten, Werten aus der französischen und der amerikanischen Revolution – wie

- „die Überzeugung von dem immanenten Wert, der Integrität und der Würde des Individuums...“ (Friedländer 1966, 3),
- „die Überzeugung, dass der Einzelne, der in wirtschaftlicher, persönlicher und sozialer Notlage ist, das Recht hat, selbst zu bestimmen, welches seine Bedürfnisse sind und wie sie befriedigt werden sollen...“ (ders. 4),
- „der Glaube an gleiche Chancen für alle, begrenzt allein durch die angeborenen Fähigkeiten des Individuums...“ (ders. 6),
- „die Überzeugung, dass die Rechte des Menschen auf Selbstachtung, Würde, Selbstbestimmung und gleiche Chancen in Beziehung stehen zu seiner sozialen Verantwortung sich selbst gegenüber, gegenüber seiner Familie und seiner Gesellschaft“ (ders. 7).

Dieses Werte- und Motivationspaket wird zum Beispiel in drei Arbeitsprinzipien der Sozialarbeit umgesetzt:

- (1) in das Prinzip des Akzeptierens (Maas 1966, 43),
- (2) in das Prinzip der Kommunikation (ders. aaO) und
- (3) in das Prinzip der Individualisierung (= Verstehen der einzigartigen „Konstellation von Faktoren in der Belastungssituation jedes Klienten“, ders. aaO).

#### **4. Soziale Arbeit und Wirklichkeit**

Vierte Feststellung: *Wirklichkeit definiert soziale Arbeit, und soziale Arbeit definiert Wirklichkeit.*

Professionelles Helfen ist nicht einfaches Reagieren auf eine Notlage, auch wenn das zunächst so aussieht: als etwa die mittelalterlichen Seuchen- und Pestepidemien gigantische Ausmaße annahmen, mussten sich die bislang kleindimensionierten Hilfeinstitutionen aufblähen. Das Mailänder „Lazaretto“ war eines der ersten Quarantänelager; dort waren, so wird überliefert, während einer Seuche einmal 16.000 Menschen untergebracht. Helfen kann unter solchen Umständen gar nicht bleiben, was es zuvor war, es verändert sich, indem es sich der Notlage und ihren Dimensionen anpasst. Das ist die eine Seite der Medaille, und es ist nur zu hoffen, dass die moderne soziale Arbeit auf die neuen Risiken und Grenzsituationen, die sich in modernen Gesellschaften abzeichnen, angemessen reagieren kann:

1. Es entstanden schon Anfang bis Mitte der 1990er Jahre z.B. sichtlich Armutsschwerpunkte (in der schwäbischen Kleinstadt Nagold gab es 12% Dauerarbeitslose; in Essen aber waren es 49%). Wo solche Schwerpunkte entstehen, sind sie mit den seitherigen Mitteln nur regionalen Krisenmanagements auf Dauer nicht mehr zu handhaben. Bei uns hat auch begonnen, was in den USA schon seit längerem zu beobachten war: die Tendenz zur chronischen Unterschichtsbildung, Räume, in denen sich Armut und Gewalt gleichsam fortpflanzen, vererben, aus sich selbst

reproduzieren. In Hamburg oder Berlin waren es in den frühen 1990er Jahren ca. 15% der Einwohner, die dauerhaft von Sozialhilfe lebten. Hier müssen viele Teufelskreise durchbrochen werden.

2. Die Zahl der Normalbiographien von Kindern und Jugendlichen nimmt rapide ab. Üblich werden schon früh Ausbildungsabbrüche, ständiger Jobwechsel, die Privatisierung sozialer Risiken. Ohne Orientierungshilfen und wirkungsvolle Formen der Nacherziehung werden viele Sozialsystemwechsel nicht überstehen.

3. Über drei Millionen Haushalte (nicht Personen, sondern Haushalte) sind überschuldet. Die Schuldnerberatung ist eines der modernsten und meistfrequentierten Angebote der Sozialarbeit.

Genau an diesem Beispiel will ich nun die andere Seite der Medaille veranschaulichen. Die Sozialarbeit hat, als die Überschuldungserscheinungen stark zunahmen, reagiert: sie hat die Schuldnerberatung als neues Arbeitsfeld erfunden. Das war tatsächlich eine prompte Reaktion, die für die Flexibilität der Sozialarbeit spricht. Und der Schuldnerberatungsbedarf wächst und wächst.

Was passiert da so massenhaft? Die Form der Kreditsicherung durch die Geldinstitute erfolgt über das zukünftige Einkommen eines Kreditnehmers und stellt ein betriebswirtschaftlich kalkuliertes Risiko dar. Das Risiko des totalen Kreditausfalls trifft die Bank, tritt aber höchst selten ein und ist dann über Wertberichtigungen sozialisierbar; das weitaus häufigere Risiko des Zahlungsverzugs – mit der Folge einer oft langjährigen Art von Schuldknechtschaft – trifft vor allem den Kreditnehmer, während es die Gläubiger in der Gestaltung ihrer Konditionen bereits berücksichtigen. Unseren Banken sitzt angesichts solch ungleicher Risikoverteilung das Geld locker. Sozialisierbares Restrisiko hier – individuelles Totalrisiko dort. Ein ungleiches Spiel, ein ungutes Gesellschaftsspiel. Und die Sozialarbeit spielt mit. Indem sie hilft, verfestigt sie die Verursachungspraxis. Es wird keiner ernsthaft die Kreditvergabepraxis ändern, wenn die Sozialarbeit auf Kosten der Allgemeinheit die Konsequenzen abmildert, die Härte abfedert, das Problem sozialverträglich macht. Mit dem Reagieren auf neu entstehende Notlagen ist es also tatsächlich so eine Sache, soziale Arbeit ist ebenso sehr Reaktion auf wie Mitherschaffung von Realitäten.

An einem extremen Beispiel will ich die Wirklichkeitserschaffende Tendenz sozialer Arbeit veranschaulichen. Seit die Thanatologin Elisabeth Kübler-Ross fünf Sterbephasen beobachtete und beschrieb (1969, 1971), hat sich diese Konzeption durchgesetzt und wird an Hochschulen und Fachhochschulen gelehrt: an Pflegenden oder andere professionelle Sterbebegleiterinnen und -begleiter. Das heißt aber: seitdem wird in Krankenhäusern und Altenheimen fast nur noch nach diesem Modell gestorben. Eine sublimale Art der Todeskontrolle!

Manche Konzeptionen sagen ebensoviel oder mehr über die Helfer aus als über die Hilfebedürftigkeit. Das heißt: wie Hilfebedürftigkeit aussieht und sich darstellt, liegt manchmal am Hilfeprogramm. Auch schon die soziale Wahrnehmung ist manchmal programmgesteuert. Das berührt unmittelbar die nächste Feststellung.

## 5. Die Verwissenschaftlichung des Helfens

Fünfte Feststellung: *Die Verwissenschaftlichung des Helfens ist ebenso notwendig wie notvoll.*

Die Verwissenschaftlichung ist in einer modernen Gesellschaft gar nicht zu umgehen, wirft aber eine Fülle von Fragen auf, die noch nicht beantwortet sind, die vielleicht auch gar nicht zu beantworten sind. Klar ist eigentlich nur, dass angesichts immer komplizierter werdender Leistungsanforderungen in sozialen Einrichtungen und Initiativen gut ausgebildete, gebildete Menschen gebraucht werden.

Es ist noch gar nicht allzu lange her, da dachte man, der Mensch sei so etwas wie ein Uhrwerk; entsprechend waren die Hilfen: von der z.T. auch frommen Rhythmisierung und Ordnung des Lebens bis hin zur uhrzeigerähnlichen Tretmühle, mit der Jeremy Bentham die besonders hartnäckigen Besserungsverweigerer beglückte. Später, in der Zeit der ersten Dampfmaschinen, dachte man, der Mensch sei eine Art Wärmemaschine mit Energiezufuhr und -abfuhr. Christian Müller (1998) beschreibt frühe psychiatrische Behandlungsräume als kleine Fabrikhallen mit Transmissionsriemen und Rädern, Gestängen und Kurbeln. Ingenieur-Psychiatrie also. Wolf Wolfensberger (1980) erinnert daran, dass in diese Zeiten die Erfindung der Zwangsjacke falle, des Zwangsanzugs mit Kopfgitter, der Drehmaschinen, in denen psychisch Kranke 60mal in der Minute herumgeschleudert wurden, damit der kranke Geist herausgewirbelt würde; die damals verordneten kalten Duschen oder das Zwangsstehen seien ebenfalls mechanisierte Misshandlungen kranker Menschen gewesen. Aber auch noch bis in die klassischen tiefenpsychologischen Ventil- und Triebabfuhrmodelle wirkte die Dampfmaschinenanalogie nach. Heute haben wir ein kybernetisches Menschenmodell, ein autopoietisches, selbststeuerndes; nach gegenwärtiger Einsicht sind wir Wesen, die unentwegt mit ihrer Umwelt Zeit, Materie, Energie, Information austauschen; so wirken wir auf das uns Umgebende ein, und so wirkt dann das uns Umgebende wieder auf uns zurück. Uns begegnet in allem auch etwas Vertrautes, ein Stück unserer gemeinsamen Geschichte, der Geschichte der Person-Umwelt-Transaktion. Es gibt offenbar eine Beeinflussung der Entwicklung durch den Sich-Entwickelnden. Die Entwicklung eines Menschen ist ein ständiger, auch sich ständig neu bildender Kompromiss zwischen Eigendynamik und Fremdbestimmung.

Damit sind in der augenblicklichen sozialen Arbeit die einfachen Ursache-Wirkungs-Modelle passé – in der Art: dies liegt hieran, jenes daran, und man muss nur dies tun, dann geschieht jenes. In einer Zeit, in der immer mehr Menschen angesichts wachsender gesellschaftlicher Komplikationen von der sozialen Arbeit eine Art soziale Problemlösung erwarten, kann soziale Arbeit gerade damit nicht dienen. Moderne soziale Arbeit sieht den Menschen in seinem Zusammenhang. Und je weiter gediehen die Wissenschaften sind und je wissenschaftlicher soziale Arbeit ist, desto komplizierter ist die Folie, die sie über die Wirklichkeit breitet, um sie besser lesen zu können. Die Arbeitsansätze werden systemischer, komplexer, weil viele Wirkungen und Einwirkungen zu berücksichtigen sind. Die Bearbeitung und Lenkung komplizierter Prozesse braucht Zeit, die die Gesellschaft oft nicht mehr hat.

Die Verwissenschaftlichung schafft ein Mengenproblem, das zugleich ein Orientierungsproblem ist: nach einer neueren amerikanischen Statistik gibt es zur Zeit mehr als 4.000 psychotherapeutische Schulen (einschließlich der gruppenpsychotherapeutischen).

Wir wissen also heutzutage, dass Problemkonstellationen komplex sind, dass sie daher *nicht nur* durch Pädagogik, Psychologie, Soziologie, Recht, Betriebswirtschaft, Theologie usw. zu lösen sind, *aber auch* durch Pädagogik, Psychologie, Soziologie, Recht, Betriebswirtschaft, Theologie usw., am

besten von allem etwas. Aber *welche* Pädagogik, Psychologie, Soziologie, Recht, Betriebswirtschaft, Theologie usw.? Es gibt von allem soviel. Was der Sozialberufler lernt, ist von Beliebigkeiten und Zufälligkeiten abhängig – nämlich von der Prägung seiner Professorinnen und Professoren. Jeder vernünftige Sozialberufler *weiß* um die Ausschnitthaftigkeit seines Arbeitsansatzes, wird nicht einem Allmachtswahn verfallen.

Um zu entscheiden, welche Pädagogik zu welcher Psychologie passt, welche Soziologie zu welcher Theologie usw., müsste man etwas über Kompatibilität wissen, über strukturelle Passformen. Man müsste wissenschaftstheoretisch denken können. Aber die Wissenschaften haben noch keine verbindliche Wissenschaftstheorie entwickelt. Also kommt es in der Regel zu eher persönlichen Konzeptionen: was sich mit der eigenen Person am besten verbindet, wird zur handlungsleitenden Theorie.

Ungeklärt ist auch noch die Frage, ob es eine autonome Wissenschaft von der sozialen Arbeit geben muss, die als Wissenschaft etwas ganz Eigenes darstellt – mit eigenem Theorie- und Methodenpotential, oder ob man es wie Christoph Sachße halten kann, der einer der ganz Profilierten in der deutschen Sozialarbeit ist und die Fächerkonkurrenz in einem nicht unbedingt zu verbindenden Angebotsbereich befürwortet: „Unterschiedliche Teildisziplinen konkurrieren, die jede ihr eigenes Recht haben und von denen keine ein Monopol oder auch nur eine klare Dominanz beanspruchen kann. Dieser Mangel an disziplinärer Geschlossenheit hat zugleich den Vorteil der Offenheit für neue Ansätze und Perspektiven. Die Chancen und Entwicklungsperspektiven in der wissenschaftlichen Sozialarbeit/Sozialpädagogik... bestehen im Aushalten von Heterogenität und Vielfalt sowie in der Bereitschaft wechselseitiger Kooperation und Rezeption der beteiligten Forschungseinrichtungen“.

Wenn dieses Votum plausibel ist, käme es im wesentlichen auf die wissenschaftspolitische Entscheidung an, welche Disziplinen man grundsätzlich in dem Angebotsfeld z.B. für potentielle Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter platziert. Oder es gibt Kompromissformeln von einem Sowohl/Als-Auch. Ilse Arlt, eine der profiliertesten in der österreichischen Sozialarbeit (sie war die Gründerin der „Vereinigten Fachkurse für Volkspflege“ in Wien), propagierte z.B. eine Fürsorgewissenschaft, die zum einen aus einer eigenständigen Armutsforschung (!) als einer Grundwissenschaft besteht, zum andern aus einem Angebot aus Medizin (!), Hygiene (!), Pädagogik, Psychologie, Jurisprudenz; diese Fächer, davon ist sie überzeugt, würden zu voller Auswirkung kommen, wenn die Grundwissenschaft, die Lehre von der Armut und ihrer Behebung, aufgebaut sei (Arlt 1958).

Es gibt natürlich einen Zusammenhang zwischen diesen vielen offenen Fragen und der Verortung der Disziplin „Sozialarbeit“. In Deutschland schieden sich von Anfang an die Geister. Alice Salomon meinte, die Universitäten dienten „der reinen Wissenschaft...“ und „nicht unmittelbar der Vorbereitung zum Handeln“. Sie votierte für autonome Soziale Akademien oder für spezielle Frauenschulen. Die Männer aus der Sozialpädagogik, die sich um Carl Mennicke scharten, votierten für ein Universitätsstudium. Die Diskussion hatte also unter anderem einen geschlechtsspezifischen Aspekt!

Es gab auch einen wirtschaftlichen Aspekt – in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren. Die kommunalen Spitzenverbände, die potentiellen Anstellungsträger von Sozialarbeit, votierten für eine Fachhochschulausbildung, weil ihnen Universitätsausgebildete zu teuer geworden wären und sie unter diesen Umständen mit manchen Angeboten an sozialer Arbeit gar nicht erst angefangen hätten.

Hinzu kam, dass Kultus- und Sozialpolitiker vor der Struktur der deutschen Universität resignierten: sie hielten sie selbst hinsichtlich einer additiven Interdisziplinarität für nicht reformfähig. Die

etablierten Uni-Disziplinen zeigten ein erhebliches Beharrungsvermögen. So konnte z.B. keine Einigung über die Fachanbindung erzielt werden: müsste Sozialarbeit eher an die Pädagogik oder an die Soziologie angebunden werden? Der Stoßseufzer eines Kultusministers aus jener Zeit ist überliefert: wenn er eine Reformuniversität wolle, müsse er eine neue gründen. Also: Fachhochschule! Es mag jetzt merkwürdig klingen, aber de facto hat sich die Sozialarbeit am offensichtlichsten an die Medizin angeschlossen; der klassische methodische Ablauf sozialarbeiterischer Intervention hat folgende Schritte: Anamnese [Beobachtung und Registrierung abweichenden Verhaltens des Klienten], psychosoziale Diagnose, Aufstellen und Durchführen eines sog. Behandlungsplans, schließlich die Sozialtherapie. Die Sozialarbeit suchte offenbar Handlungssicherheit durch die Orientierung an medizinischen Paradigmen.

Wegen all des Gesagten ist die Ethik in der Sozialberufsausbildung so wichtig: damit die vielen anbrandenden Wissenschaften nicht in ein tiefes Loch fallen. Da muss etwas Substantielles sein, auf das sie stoßen. Nach unseren Untersuchungen haben Absolventinnen und Absolventen mit einer ethischen Fundierung im Studium eindeutig bessere Anstellungschancen. Moderne Arbeitgeber suchen wieder vermehrt nach sinnsicherem und ethisch kompetentem Personal. Ethik wird – wieder – zur Schlüsselqualifikation sozialer Arbeit.

## Literatur

Arlt, Ilse: *Wege zu einer Fürsorgewissenschaft*. Wien: Verlag Notring der Wissenschaftlichen Verbände Österreichs, 1958.

Friedländer, Walter: Allgemeine Prinzipien der Sozialarbeit. In: ders./Pfaffenberger, Hans: *Grundbegriffe und Methoden der Sozialarbeit*. 2. Aufl., Neuwied: Luchterhand, 1966, 1ff..

Guntern, Gottlieb: „Die kopernikanische Revolution in der Psychotherapie: der Wandel vom psychoanalytischen zum systemischen Paradigma.“ *Familiendynamik* 5, 1980, 2–41.

Herriger, Norbert: *Empowerment in der Sozialen Arbeit: Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer, 1997.

Krimm, Herbert (Hg.): *Quellen zur Geschichte der Diakonie, I Altertum und Mittelalter*. Stuttgart: Evangelisches Verlagswerk, 1960.

Kübler-Ross, Elisabeth: *On Death and Dying*. New York: Simon & Schuster/Touchstone, 1969.

Kübler-Ross, Elisabeth: *Interviews mit Sterbenden*. Stuttgart: Kreuz, 1971.

Luhmann, Niklas: „Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen.“ In: Otto, Hans-Uwe/Schneider, Siegfried (Hg.): *Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit*, I, Neuwied, Berlin. 1973, 21-45.

Maas, H.S.: Soziale Einzelhilfe. In: Friedländer, W./Pfaffenberger, H.: *Grundbegriffe und Methoden der Sozialarbeit*. 2. Aufl., Neuwied: Luchterhand, 1966, 13 ff.

Müller, Christian: *Wer hat die Geisteskranken von den Ketten befreit? Skizzen zur Psychiatriegeschichte*. Bonn: Edition das Narrenschiff, 1998.

Richter, Horst-Eberhard: *Flüchten oder Standhalten*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 1976.

Rogers, Carl Ransom: *Die klient-bezogene Gesprächstherapie*. München: Kindler, 1973.

Salomon, Alice: *Die Ausbildung zum sozialen Beruf*. Berlin: Heymann, 1927.

Schmidbauer, Wolfgang: *Die hilflosen Helfer: Über die seelische Problematik der helfenden Berufe*. Reinbek: Rowohlt, 1977.

Schneidmüller, Bernd: *Norddeutsches Bürgertum und spätmittelalterliches Reich*. Braunschweig: Technische Universität, 1992.

Seibert, Horst: *Historische und geistige Grundlagen der Anonymen Alkoholiker*. Kassel: Nicol, 1986.

Stark, Rodney: *Der Aufstieg des Christentums*. Weinheim: Beltz, 1997.

Von Oppen, Dietrich: „Die zweite Welle des sozialen Handelns“, in: Heinrich-Hermann Ulrich (Hg.), *Diakonie in den Spannungsfeldern der Gegenwart*. Stuttgart: Quell, 2. Aufl. 1979, 9-133

Wolfensberger, Wolf: „Elemente der Identität und Persionen des christlichen Wohlfahrtswesens.“ *Diakonie*, Nr. 3, 1980, 156-166.